



Lydia  
Conradi

TAUSEND  
*Nächte* UND  
EIN TAG



*Roman*

pendo

Sie hatte wieder die Enge verspürt und sich an den Hals fassen müssen, um den Kragen ihrer Bluse zu lockern. Nein, sicher war sie nicht, ob sie wirklich für eine Laufbahn als Akademikerin geboren war. Die wilde Sehnsucht, die sie beim Gedanken an den Orient erfasste, war in den Vorlesungen über Keilschrift und sakrale Bauweisen der vorchristlichen Jahrtausende nicht gestillt worden. Wie aber sollte sie finden, was sie wollte, wenn man ihr gar keine Wahl ließ, gar keine Möglichkeit, sich auszuprobieren?

Mit ihrer nutzlosen Bestnote hatte sie Oxford verlassen und in Berlin nach einer Stellung gesucht. »Muss das denn auch noch sein?«, hatte ihre Mutter, die sich sonst jeder Einmischung enthielt, zu fragen gewagt. »Du weißt, dass du nichts davon nötig hast. Ist dir wahrhaftig so viel daran gelegen?«

»Sie hat studiert«, hatte ihr Vater an Senta statt geantwortet. »Hat sich in der Männerdomäne mit Bravour geschlagen, da ist es doch wohl nur natürlich, dass sie sich jetzt auch beweisen will.«

Als sie in Fakultäten und Instituten gegen Wände rannte, als auf ihre Bewerbungen nichts als Schweigen oder gönnerhaftes Spötteln folgte, hatte ihr Vater, der ein renommiertes Verlagshaus führte, ein paar Beziehungen spielen lassen und ihr die Stellung als Mitarbeiterin bei Winfried Heyse besorgt. Dieser besaß einen in Fachkreisen bekannten Namen und wertete für die neu gegründete Vorderasiatische Abteilung der Königlichen Museen die Berichte und Artefakte aus, die Koldewey aus Babylon schickte.

Koldewey, des Reiches berühmtester Archäologe, den Kaiser Wilhelm persönlich hofierte, herrschte vermutlich in seinem Reich am Euphrat so selbstherrlich wie Heyse in Berlin und verlangte, dass seine Erkenntnisse unverzüglich in den Mitteilungsheften der Orient-Gesellschaft veröffentlicht wurden. Dafür war Heyse zuständig, der selbst ein Pedant war wie Koldewey.

Die Artefakte gelangten in grob gezimmerten Holzkisten in Heyses Büro. Koldewey schickte sie den Euphrat und den Schatt al-Arab hinunter nach Basra, und von dort wurden sie weiter nach Europa verschifft. Senta kamen sie vor wie Schatztruhen, in denen die Erfüllung ihrer Träume verborgen lag. Heyse aber wäre vermutlich lieber gestorben, als seiner unwürdigen Hilfskraft einen Blick in eine der kostbaren Kisten zu gestatten.

Dass sich diese Hilfskraft als weiblich herausgestellt hatte, war ohnehin eine Kröte gewesen, an der er sichtlich zu schlucken hatte. Um es ihm zu versüßen, hatte Senta dem Institut eine Spende in nicht unerheblicher Höhe zukommen lassen. »Ich weiß, es ist nicht das, was du wolltest«, hatte er so zerknirscht erklärt, als trüge er daran Schuld. »Aber du bist immerhin in deinem Feld tätig, und letzten Endes ...«

Senta wusste, wie das verschluckte Ende des Satzes gelautet hätte: *Letzten Endes bist du doch eine Frau und wirst ohnehin heiraten*. Ihr Vater tat alles, um sie nicht spüren zu lassen, dass er so dachte. Aber es blieb ihr dennoch nicht verborgen. Jeder dachte ja so, vielleicht im Innersten sogar sie selbst, und womöglich fand sie deshalb kein Ziel, nichts als verstiegene, unerfüllbare Träume.

Über Heyse, der sich stocksteif hinter seinem Schreibtisch verschanzte und nie ein überflüssiges oder gar privates Wort fallen ließ, lästerte das gesamte Institut. Seine

Studenten nannten ihn *Sargon im Taschenformat* und fanden es lustig. Vielleicht war es das sogar. Sargon von Akkad war ein Mundschenk gewesen, ein Findelkind, das zum bedeutendsten König des Zweistromlandes aufgestiegen war, und Winfried Heyse war angeblich, wenn man dem Institutsklatsch glauben wollte, als Sohn einer Kneipenwirtin aufgewachsen und kannte seinen Vater nicht.

Senta bezweifelte, dass er außerhalb des schuhschachtelgroßen Raumes, den er sein Büro nannte, ein Leben führte. Sie hatte ihn sich wie eine Art Larve vorgestellt, die sich abends, nach Verlassen des Universitätsgebäudes, verpuppte und morgens wieder aus dem Kokon hervorbrach. Nicht als Schmetterling. Sondern immer noch als Wurm.

Dann aber war der Abend gekommen, an dem er sie nach getaner Arbeit, als sie bereits mit gepackter Tasche an der Tür stand, völlig unverhofft angesprochen hatte. »Ach, Fräulein Zedlitz«, hatte er leiser als gewöhnlich gesagt, seine Brille abgenommen und sich mit rigoroser Grobheit ein Auge gerieben. »Wenn Sie heute Abend noch frei sind, würde ich Sie gern einladen, mich ins Theater zu begleiten.«

Senta war selten sprachlos. *Schlagfertig, nicht auf den Mund gefallen*, lauteten die Beschreibungen, die ihre Mitmenschen ihr zudachten, doch in diesem Moment war ihr buchstäblich das Wort im Hals stecken geblieben. Heyse sprach eine Einladung aus, Larven-Heyse wollte seinen Abend nicht über Koldeweys Berichten, sondern ausgerechnet mit ihr im Theater verbringen. »Genauer gesagt, ins Königliche Opernhaus«, hatte er ergänzt, aus einer Schublade einen Umschlag gezogen und ihn Senta hingeschoben. »Man hielt es für nötig, mir dafür zwei Karten zukommen zu lassen. *Sardanapal oder die letzten Tage von Ninive*. Ein pantomimisches Ballett, was immer das bedeuten soll. Fragen Sie nicht mich, ich kenne mich mit so etwas nicht aus.«

Wie sich herausstellte, hatte er die Theaterleute über die historischen Hintergründe des Stücks, in dem es um die Eroberung Ninives durch die Babylonier ging, beraten.

Der Kaiser persönlich, der dem Babylon-Fieber noch mehr als die ganze Stadt verfallen war, hatte die Aufführung veranlasst. Senta war mit Heyse hingegangen, weil Walter Andrae das Bühnenbild entworfen hatte. *Der* Walter Andrae, der mit Koldewey in Babylon gearbeitet hatte und als einer seiner wenigen Freunde galt!

Nicht nur Andrae selbst, sondern die gesamte Orient-Gesellschaft und alles, was in der brandneuen Vorderasiatischen Abteilung der Museen Rang und Namen hatte, würde im Theater zugegen sein. Ein Funke Hoffnung war in Senta aufgeflammt: Wenn sie dort jemanden kennenlernte, wenn sie mit Verantwortlichen ins Gespräch kam und ihre weiblichen Reize als Waffe einsetzte, mochte sie dem verrückten Traum, den sie hegte, einen unglaublichen Schritt näher kommen: nach Mesopotamien zu reisen, sich Koldeweys Expedition anzuschließen, Bagdad und Babylon zu sehen.

*Babylon, Babylon. Wüstenstadt.*

Herz der Erde, Sitz des Lebens, Licht der Himmel – so hatten die Babylonier selbst ihre Stadt genannt. Herodot, der griechische Historiker, den Senta ansonsten als staubtrocken kannte, war allein von der Mauer der Stadt so beeindruckt gewesen, dass er sie hundert

Meter hoch schätzte. Sie sei ein Schutzpanzer, hatte er geschrieben – *um die schönste, berühmteste, mächtigste Stadt.*

Sobald Senta den Namen nur hörte, kam es ihr vor, als sprengte ihr Herz die Enge, die es zu erdrücken drohte.

Ihre Hoffnung zerschlug sich. Keiner der hohen Herren legte Wert darauf, ein bedeutungsloses Fräulein Zedlitz kennenzulernen, keiner kam ihr nahe genug, um an das Spiel, das sie mit ihm hätte treiben wollen, auch nur zu denken. Stattdessen verbrachte sie den Abend mit Heyse, dem jegliche Lebensart fehlte. Der gefeierte Professor stolperte derart hilflos und linkisch durch das gesellschaftliche Ereignis, dass Sentas Mitleid erwachte und sie ihre eigenen Probleme vergaß.

Zu dieser Zeit war sie noch sicher gewesen, zu den vom Glück in unverschämter Weise begünstigten Menschen zu gehören. Auch wenn sie kein Geschöpf als den toten Wahid ihren Freund nannte, auch wenn sie sich zuweilen so einsam fühlte, dass sie nach einem Gefährten hätte schreien wollen – sie war es in Wahrheit nicht. Sie hatte ihre Eltern, den Dreibund, von dem ihr Vater so oft sagte, er sei in seiner Harmonie und Erfüllung sich selbst genug. Heyse dagegen hatte keine Menschenseele.

Er war nicht einfach ein ungehobelter Menschenfeind – er hatte tatsächlich nicht die geringste Ahnung, wie man sich in Gesellschaft anderer Menschen bewegte. Auf einmal kam er ihr vor wie ein scheues Tier, das den Kopf zwischen die Schultern duckte, weil ungewohnte Geräusche ihm Angst machten. Senta hatte die Geschichte von seiner Geburt in der Kneipe für eine Legende gehalten. Er war eine solche Koryphäe, die in ihrem Fach jeden überragte – wie konnte er ohne Zugang zu Bildung aufgewachsen sein? Eine derart einzigartige akademische Laufbahn schien ohne entsprechenden Hintergrund undenkbar, zumal Heyse höchstens zehn Jahre älter war als sie selbst. Aber die Legende war keine, sondern es war Heyses Leben, in dem er sich ständig bewegte, als hätte man ihn in fremder, feindlicher Umgebung ausgesetzt.

Ohne ganz zu durchschauen, wie ihr geschah, hatte Senta ihn unter ihre Fittiche genommen.

Seither hatte ihre Mutter ihn mit unverhohlener Seligkeit *deinen jungen Mann* genannt: »Du weißt nicht, wie sehr ich mir das für dich gewünscht habe, Liebes. Dein Papa hat ja recht, wenn er darauf beharrt – wir dürfen uns nicht einmischen, sondern müssen dir dein eigenes Leben zugestehen. Aber für mich wäre es eine solche Erleichterung, dich nicht allein zu wissen ...«

»Allein?«, hatte Senta gefragt.

Die Mutter hatte den Kopf gesenkt und sich am Treppengeländer festgehalten, als wäre ihr schwindlig. »Eines Tages. Wenn wir nicht mehr da sind.«

Senta hätte sie über die wahre Natur ihrer Beziehung zu Heyse aufklären müssen, aber sie brachte es nicht über sich. Daraufhin wurde der Professor fortan zu Gelegenheiten eingeladen, die sonst der Familie vorbehalten gewesen waren. Er störte dabei, brachte das Gleichgewicht ins Wanken und machte die herrliche Vertrautheit zunichte, mit der sie zu dritt im Salon Musik gehört, dabeigeessen und die Füße hochgelegt hatten, ohne sich um

Konventionen zu scheren. Senta war es lästig geworden, sie hatte nach Wegen gesucht, das schiefe Verhältnis zu beenden. Dann aber hatte er sie eines Tages im Institut beiseitegenommen und sie unter viel Gestammel gefragt, ob sie ihn heiraten wolle.

»Haben Sie den Verstand verloren?«, war Senta herausgeplatzt.

Das Blut war ihm ins Gesicht geschossen, und er hatte den Blick zu Boden gesenkt. Aber er hatte Senta nichts übel genommen, und den Verstand verloren hatte er auch nicht, wie er ihr gleich darauf noch mühsamer stammelnd darlegte.

»*Mulier taceat in excavationes*«, das Weib schweige auf Ausgrabungen, lautete nun einmal die Einstellung, die Robert Koldewey vertrat und in Babylon strikt durchsetzte. Wenn es Senta ernst damit war, dass sie an jene Stätte reisen, dass sie dabei sein wollte, wenn der *Etemenanki*, der berühmte Turm zu Babel, aus dem Sand gehoben wurde, würde sie es nicht als Archäologin tun können. Niemals würde sie als Expeditoressen berufen werden und die Reise von der Orient-Gesellschaft finanziert bekommen, denn Koldewey selbst würde ihr diesen Weg versperren. Nicht verbieten konnte er hingegen seinen Leuten, dass sie ihre Frauen als Gäste einluden und auf dem Gelände unterbrachten.

»Als Frau eines Expeditors bekämen Sie einen Fuß in die Tür«, erklärte ihr Heyse. »Einer meiner Kollegen, Dr. Fehling, hat beispielsweise seine Gattin mitgenommen, auch wenn sie wohl nicht sehr angetan gewesen ist. Statt ohne Ventilator und Moskitonetz in einem Zelt im Wüstensand zu schlafen, wo Hornvipern, Skorpione und Araberhorden lauern, zog sie es vor, in Bagdad zu bleiben. Das Hotel dort soll eine grauenhafte Klitsche mit durchgelegenen Betten und von zweifelhafter Sauberkeit gewesen sein, aber ...«

»Das ist mir egal!«, war ihm Senta ins Wort gefallen. »Ich will nach Bagdad, ich will nach Babylon, ich schlafe in einer Kuhle im Sand, wenn es sein muss.«

Statt weiter von den Klagen der Archäologengattin zu berichten, hatte Heyse genickt und ihr mitgeteilt, dass er sich beim Generaldirektor der Preussischen Museen um die Entsendung nach Babylon beworben hatte. Er warte nun auf seine Berufung, und wenn Senta es wünsche, sei er bereit, sie als seine Gattin mitzunehmen. Senta zögerte keine Sekunde. Wie sie vorgehen sollten, was genau geschehen würde, wenn die Berufung erfolgte, besprachen sie nicht, doch darum war ihr nicht bange. Wäre nur der ersehnte Brief erst da, würde sich der Rest schon finden.

Der Brief aber kam nicht. Die eisgrauen Tage des Winters begannen, sich in die Länge zu ziehen, und in dem Haus in der Bellevuestraße, wo Senta mit ihren Eltern lebte, in der Geborgenheit, die sie gekannt hatte, veränderte sich etwas, ohne dass sie den Finger darauf hätte legen können. Vielleicht lag es daran, dass sie die Eltern Heyses wegen belog, ihnen etwas verschwiegen. Seltsam war jedoch, dass es ihr vorkam, als würden die Eltern ebenfalls lügen, als breitete sich das Verschweigen wie Mehltau in den Räumen ihrer Dreisamkeit aus.

Von Koldewey trafen keine Kisten mehr ein. Offenbar hatte er Schwierigkeiten mit seiner Grabungslizenz, die alljährlich erneuert werden musste. »Die osmanischen Behörden verlangen, über Funde und Erkenntnisse auf dem Laufenden gehalten zu werden«, erklärte Heyse. »Das Museum in Konstantinopel untersteht einem Mann namens Osman Hamdi,

der regelmäßige Berichte von Koldewey erwartet. Koldewey bemüht sich zwar, lässt den Briefwechsel aber immer wieder einschlafen. Davon fühlt Hamdi sich gekränkt und zögert die Erneuerung der Lizenz hinaus. Diese Menschen im Orient sind anders als wir, man bringt sie allzu leicht gegen sich auf.«

So viel anders fand Senta die Reaktion des Orientalen nicht. Sie stellte sich einen deutschen Würdenträger vor, der sich in seiner Wichtigkeit übergangen fühlte, und sah ein tanzendes Rumpelstilzchen vor sich. »Ist denn Koldewey auf diesen Hamdi angewiesen?«, fragte sie.

»Leider ja«, antwortete Heyse. »Das unterscheidet Koldewey von den übrigen namhaften Archäologen. Ob Borchartt in Ägypten oder Wiegand in Kleinasien, sie alle sind bei den Botschaften angestellt. Koldewey dagegen hat keine diplomatischen Verbindungen und ist dem Wohlwollen osmanischer Behörden ausgeliefert.«

»Offenbar hat er auch keine diplomatischen Fähigkeiten«, versetzte Senta. »Wenn er von diesen Leuten abhängig ist – weshalb ist er sich dann zu fein, ihnen Briefe zu schreiben?«

»Ich denke nicht, dass er sich zu fein ist«, erwiderte Heyse und warf ihr einen Blick wie ein trauriger Spaniel zu. »Ihm fallen wohl nur diese Spielregeln des gesellschaftlichen Umgangs nicht so leicht.«

Ob er damit nur von Koldewey sprach oder zugleich von sich selbst, blieb dahingestellt. In jedem Fall wurde, solange Koldewey keine Erlaubnis hatte, kein weiterer Archäologe eingestellt, und Senta und Heyse blieb nichts übrig, als abzuwarten.

»Die ständigen Aufstände und Machtwechsel verlangsamten amtliche Vorgänge noch weiter«, erklärte er ihr, als einen Monat später noch immer nichts geschehen war. »Das Osmanische Reich ist in Aufruhr. Dieser ganze Menschenschlag dort unten, der Schmelztiegel aus allzu vielen dunklen, heißblütigen Völkern ist mit unserem helleren, vernunftgesteuerten Typus nicht zu vergleichen. Jeder Osmane ist käuflich, und ohne *Bakschisch* rührt sich in keiner Behörde eine Hand. Da werden Pässe einbehalten, Geleitbriefe verloren, und wer nachfragt, steht vor aufgehaltene Händen und orientalischen Pokergesichtern.«

Er klang wie ein Griesgram, der überallhin lieber wollte als in den Orient. Das Land, das er in der Studierstube erforschte, machte ihm in der Wirklichkeit Angst. Zudem gehörte die Lage vor Ort offenbar zu den unzähligen Wissensgebieten, mit denen er sich nicht auskannte. Von seiner Brillanz als Altorientalist hatte sich Senta inzwischen überzeugen können, doch was immer in der Welt vorging, rauschte an ihm vorbei.

Senta selbst las Zeitungen nur gelegentlich, doch ihr Vater studierte die *Vossische* bereits am Frühstückstisch von der ersten bis zur letzten Zeile. Dabei kommentierte er, was immer ihm interessant erschien, und Senta fragte nach, sooft etwas ihre Aufmerksamkeit weckte. Ihres Vaters Antworten waren Gold wert. Er war keiner, der sich gern selbst reden hörte, sondern einer, dem daran lag, dass sein Gegenüber verstand.

Demzufolge hätte Senta Heyse besser erklären können, was im Osmanischen Reich vor sich ging, als umgekehrt. Die Partei der Jungtürken, die seit zwei Jahren offen den Aufstand probte, hatte Sultan Abdülhamid im April endgültig gestürzt. Sein Bruder